

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Die glückverheißende Schau.

Von Rabindranath Tagore.

Kantischandra war noch jung, doch nachdem ihm seine Gattin gestorben war, suchte er keine zweite Gefährtin, sondern gab sich ganz seiner Leidenschaft für die Jagd hin. Sein Körper war lang und schlank, zäh und behende, sein Blick scharf, seine Hand verfehlte nie das Ziel.

Eines Morgens, als Kanti in seinem Boot saß und seine Lieblingsflinte reinigte, wurde er plötzlich durch einen Schrei wie von einer wilden Ente aufgeschreckt. Als er aufschah, erblickte er ein Dorfmadchen, das zwei weiße junge Enten im Arm hielt und sich dem Wasser näherte. Der kleine Fluß stand ganz still, da viele Schlingpflanzen seinen Lauf hemmten. Das Mädchen setzte die Vögel ins Wasser und bewachte sie ängstlich. Augenscheinlich war die Nähe der Jäger die Ursache ihrer Unruhe und nicht die Wildheit der Enten.

Die Schönheit des Mädchens war von einer seltenen Frische und Unberührtheit, als ob sie eben erst aus der Werkstatt Bishwafarman's (der göttliche Bildner in der indischen Mythologie) hervorgegangen wäre. Es war schwer, ihr Alter zu erraten. Ihre Gestalt war fast die eines Weibes, aber ihr Antlitz hatte einen Ausdruck von so kindlicher Reinheit, daß man sah, die Eindrücke der Welt hatten in ihrer Seele noch keine Spur hinterlassen. Sie schien selbst nicht zu wissen, daß sie die Schwelle des Jungfrauenalters erreicht hatte.

Kanti hatte mit dem Reinigen seiner Flinte aufgehört. Er sah da, wie von einem Zauber gebannt. Solch Antlitz hätte er nie an solchem Ort zu finden erwartet. Und doch paßte seine Schönheit besser in diese Umgebung hinein als in die Pracht eines Palastes. Eine Knospe ist lieblicher am Zweig als in einer goldenen Vase. Das blühende Schilf glänzte im Herbsttau und in der Morgenfonne, und in diesem Rahmen erschien das frische, jugendreine Antlitz dem entzückten Auge Kantis wie ein heiliges Tempelbild. Während er noch in ihren Anblick versunken war, fuhr das Mädchen erschrocken zusammen, und, einen halbartikulierten Schmerzensschrei ausstoßend, ergriff sie hastig die Enten und barg sie an ihrer Brust. Im nächsten Augenblick hatte sie das Flußufer verlassen und war in dem nahen Bambusdickicht verschwunden. Als Kanti sich umschah, erblickte er einen seiner Beute, der mit einer ungeladenen Flinte auf die Enten zielte. Er sprang sofort auf ihn zu und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. Der verblüffte Spatzmacher beendete seinen Spatz am Boden. Kanti fuhr mit dem Reinigen seiner Flinte fort.

Aber die Reugier ließ ihm doch keine Ruhe und trieb ihn zu dem Dickicht, in dem er das Mädchen hatte verschwinden sehen. Als er sich hindurchgearbeitet hatte, befand er sich auf einem Bauernhofe, der von der Wohlhabenheit des Besitzers Zeugnis gab. An einer Seite war eine Reihe Scheunen mit kegelförmigen Strohdächern, an der anderen ein reinlich gehaltenes Kuhstall, an dessen Ende ein Jujubenstrauch wuchs. Unter dem Strauch saß das Mädchen, das er am Morgen gesehen hatte, und schluchzte über eine verwundete Taube, in deren gelben Schnabel sie aus dem feuchten Zipfel ihres Gewandes etwas Wasser zu tropfen versuchte. Eine graue Katze hatte die Vorderpfoten auf ihr Knie gestemmt und sah verfangend nach dem Vogel, und hin und wieder, wenn sie sich zu weit vordrängte, wies das Mädchen sie durch einen warnenden Schlag auf die Nase wieder an ihren Platz.

Dies kleine Bild, im Rahmen das in der Mittagsstille friedlich daliegenden Bauernhofes, verfehlte nicht seinen Eindruck auf Kantis empfängliches Herz. Unter dem zarten Laub des Jujubenstrauches huschten die Lichtkringeln hin und her und spielten auf dem Schoße des Mädchens. Nicht weit davon lag eine Kuh behaglich wiederkäuend und wehrte mit trägen Bewegungen ihres Kopfes und Schwanzes die Fliegen ab. Der Nordwind kühlerte leise im nahen Feld, und ihm in der Morgenfrühe am Flußufer

wie die Waldkönigin erschienen war, erschien ihm jetzt im Schweigen des Mittags wie die Gottheit des Hauses, die sich voll Erbarmen über ein leidendes Geschöpf neigte. Kanti, der mit seiner Flinte in ihr Bereich eingedrungen war, überkam ein Gefühl der Schuld. Es drängte ihn, ihr zu sagen, daß nicht er es war, der die Taube verletzt hatte. Als er noch so dastand und nicht wußte, wie er beginnen sollte, rief jemand vom Hause her: „Sudhal“ Das Mädchen sprang auf. „Sudhal“ rief die Stimme noch einmal. Sie nahm ihre Taube und lief hinein. „Sudhal“, dachte Kanti, „welch ein passender Name!“ (Sudha bedeutet Nektar.)

Er kehrte zu seinem Boot zurück, gab seine Flinte einem seiner Leute und ging zu der vorderen Tür des Hauses. Dort fand er einen Brahmanen von mittleren Jahren, mit einem friedlichen, glattrasierten Gesicht, der auf einer Bank vor dem Hause saß und in seinem Erbauungsbuch las. Kanti fand auf seinem gültigen ernstern Antlitz etwas von der Milderzigigkeit wieder, die aus dem des Mädchens leuchtete.

Kanti trat grüßend näher und sagte: „Darf ich um etwas Wasser bitten, Herr? Ich bin sehr durstig.“ Der Brahmane hieß ihn mit eifriger Gastfreundschaft willkommen, und nachdem er ihn zum Niedersitzen auf die Bank genötigt, ging er hinein und brachte eigenhändig einen kleinen Zinnteller mit Zuckerwaffeln und einem zinnernen Krug mit Wasser.

Nachdem Kanti gegessen und getrunken hatte, bat der Brahmane ihn, ihm seinen Namen zu sagen. Kanti nannte seinen und seines Vaters Namen und seinen Wohnort. „Wenn ich Ihnen irgendwie zu Diensten sein kann, Herr,“ fügte er in der üblichen Weise hinzu, „so werde ich mich glücklich schätzen.“

„Sie können mir nicht zu Diensten sein, mein Sohn,“ sagte Rabin Banerdschi, „ich habe augenblicklich nur eine einzige Sorge.“

„Und was für eine Sorge ist das?“ fragte Kanti.

„Die Sorge um meine Tochter Sudha, die herangewachsen ist“ (Kanti lächelte, als er an ihr Kinder Gesicht dachte) „und für die ich noch keinen würdigen Bräutigam habe finden können. Wenn ich sie nur gut verheiratet hätte, so würde ich in der Welt meine Schuld abgetragen haben.“

„Wenn Sie mich in meinem Boot aufsuchen möchten, Herr, so könnten wir über die Heirat Ihrer Tochter sprechen.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich Kanti und kehrte zu seinem Boot zurück. Dann sandte er einige von seinen Leuten ins Dorf, um sich nach der Tochter des Brahmanen zu erkundigen. Die Antwort war ein einstimmes Bob ihrer Schönheit und Tugenden.

Als am nächsten Tage der alte Mann zu dem Boot kam, um seinen versprochenen Besuch zu machen, begrüßte ihn Kanti mit tiefster Ehrfurcht und bat ihn um die Hand seiner Tochter für sich selbst. Der Brahmane war so überwältigt von diesem ungehofften Glück, — denn Kanti gehörte nicht nur einer wohlbekannten Brahmanenfamilie an, sondern war auch ein reicher und angesehenes Gutsebesitzer —, daß er zuerst kaum ein Wort erwidern konnte. Er dachte, es müsse sich um einen Irrtum handeln. Endlich wiederholte er mechanisch: „Sie selbst wollen meine Tochter heiraten?“

„Wenn Sie mich ihrer für würdig halten“, sagte Kanti.

„Sie meinen Sudha?“ fragte der Alte noch einmal.

„Ja“, war die Antwort.

„Aber wollen Sie sie nicht erst sehen und mit ihr sprechen?“

Kanti verschwieg, daß er sie schon gesehen hatte, und sagte: „Das wird bei der Hochzeit geschehen, im Augenblick der glückverheißenden Schau.“

Mit vor innerer Erregung glitzernder Stimme sagte der Alte: „Meine Sudha ist wirklich ein gutes Mädchen, in allen häuslichen Dingen geschickt. Da Sie sie so großmütig auf Treu und Glauben

\*) Nach der Verlobung dürfen Braut und Bräutigam sich nicht wiedersehen. Am Teil der Hochzeitsfeierlichkeit, den man als „glückver“

nehmen, so möge sie Ihnen nie einen Augenblick Kummer bereiten. Dies ist mein Segen!"

Man mietete das große Backsteingebäude des Archivars für die Hochzeitsfeierlichkeit, die auf den nächsten Tag (Januar—Februar) festgesetzt wurde, da Kanti nicht gern länger warten wollte. Zur bestimmten Zeit erschien der Bräutigam auf seinem Elefanten mit Trommeln und Musik und einem Fackelzuge, und die Feierlichkeit begann.

Als der Augenblick der glückverheißenden Schau gekommen und der Scharlachschleier über das Brautpaar geworfen war, sah Kanti zu seiner Braut auf. In dem Schüchternen, verwirrten Antlitz, das sich unter der Brautkrone neigte und ganz mit Sandelpaste bedeckt war, konnte er kaum das Dorfmadchen, dessen Bild seiner Phantasie vorschwebte, wiedererkennen, und seine Erregung war so groß, daß es sich wie ein Rebel über seine Augen legte.

Als die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren und die Frauen sich im Zimmer der Braut versammelten, bestand eine alte Dame aus dem Dorf darauf, Kanti solle selbst seinem Weibe den Brautschleier abnehmen. Als er es tat, fuhr er zurück. Es war nicht dasselbe Mädchen.

Es war ihm, als ob etwas in ihm aufstiege und sein Gehirn durchtönte. Als ob die Dichter der Lampen sich verdüsterten und Dunkelheit das Gesicht der Braut selbst schwarz färbte.

Im ersten Augenblick war er zornig auf seinen Schwiegervater. Der alte Halunke hatte ihm das eine Mädchen gezeigt und das andere verheiratet. Aber bei ruhiger Ueberlegung erinnerte er sich, daß ihm der alte Mann überhaupt keine Tochter gezeigt hatte, — daß alles seine eigene Schuld war. Er hielt es für das Beste, seine heillose Duppheit den Menschen nicht zu verraten, und nahm mit scheinbarer Ruhe wieder seinen Platz ein.

Plötzlich merkte er, wie seine Braut, die neben ihm saß, zusammenschrak und einen Schrei unterdrückte; ein junger Hase war ins Zimmer gesprungen und über ihre Füße gehuscht. Nicht hinter ihm kam das Mädchen, das er zuerst gesehen hatte. Sie ergriff das Häuschen, nahm es in ihren Arm und begann, ihm liebevoll etwas zuzumurmeln. „Ach, das verrückte Mädchen!“ riefen die Frauen und machten ihr Zeichen, das Zimmer zu verlassen. Aber sie beachtete es nicht, sondern kam herein und setzte sich ganz unbekümmert dem Brautpaar gegenüber, das sie mit kindlicher Neugierde anstarrte. Als ein Dienstmädchen kam und sie am Arm nahm, um sie herauszubringen, wehrte Kanti ihr hastig und sagte: „Laß sie in Ruh.“

„Wie heißt Du?“ wandte er sich dann an das Mädchen. Diese wiegte mit dem Körper hin und her, aber gab keine Antwort. Alle Frauen im Zimmer begannen zu lichern.

Kanti stellte eine andere Frage: „Wie geht es Deinen kleinen Enten?“

Das Mädchen fuhr fort, ihn unbekümmert anzustarren. Der ganz verwirrte Kanti raffte seinen Mut noch einmal zusammen und erkundigte sich teilnahmsvoll nach der verwundeten Taube, aber es half ihm nichts. Das zunehmende Gelächter im Zimmer zeigte, daß irgend etwas bei der Sache sehr komisch war.

Endlich erfuhr Kanti, daß das Mädchen taubstumm und die Gefährtin aller Tiere im Dorfe sei. Es war nur Zufall gewesen, daß sie sich damals bei dem Ruf Sudha erhoben hatte.

Jetzt traf es Kanti zum zweitenmal wie ein Schlag. Der dunkle Vorhang zerriß, der sich vor seine Augen gesenkt hatte. Mit einem aus tiefer Seele kommenden Seufzer der Erleichterung, wie aus einer furchtbaren Gefahr befreit, blickte er noch einmal in das Antlitz seiner Braut. Dann kam in Wahrheit die glückverheißende Schau. Das Licht, das aus seinem Herzen und von den hell leuchtenden Lampen strahlte, fiel auf ihr liebliches Antlitz, und er sah es in seinem wahren Glanz und wußte, daß Rabins Segen sich erfüllen würde.

(Aus dem neuen Erzählungsbuch des indischen Dichters: „Die Nacht der Erfüllung“, das soeben im Kurt Wolff-Berlag in München erschienen ist.)

## Ein Maskenfest im brasilianischen Urwald

Nur zu oft begegnet man auch heute noch der Anschauung, daß die „Wilden“ für minderwertig gehalten werden, weil sie nackt gehen und eine andere Hautfarbe haben. Immerhin wird jetzt die Erkenntnis von der Eigenart und der hohen Bedeutung primitiver Kulturen durch die Verehrung gefördert, die ihre Kunst genießt. Aber auch die Kultur der Naturvölker verdient hohe Achtung. Das betont Theodor Koch-Grünberg, der bekannte Forschungsreisende, in einem schönen, demnächst bei Strecker und Schröder in Stuttgart erscheinenden Reifewerk „Zwei Jahre bei den Indianern Nordwest-Braziliens“, in dem ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben, den Jagden und Festen, den Sitten und religiösen Anschauungen dieser Stämme im brasilianischen Urwald entworfen wird. Koch-Grünberg will, wie er selbst im Vorwort sagt, „mehrere Kreise

einer gerechten Beurteilung der Indianer näher bringen“. Ohne ihre Unterfützung und Treue in oft gefährlichen Lebenslagen wäre die Reise unmöglich gewesen oder hätte ein plötzliches Ende gefunden. Die Kultur dieser Indianer offenbart sich mit am eigenartigsten in den religiösen Festen und Tänzen, die sie feiern.

Begleiten wir den Verfasser auf einem Maskenfest bei den Raua-Indianern. Mit viel Fleiß und Mühe, mit hoher Geschicklichkeit und seinem Geschmaack werden schon lange vorher die Maskenanzüge hergestellt. Der innere weiße Bast eines Laubbaumes wird vorsichtig von dem Stamme gelöst, sorgfältig ausgewaschen und in noch feuchtem Zustande in der richtigen Form der betreffenden Tanzfigur mit Nadeln aus Affentknochen über biegsame Stäbe genäht. Die Farben, die der Verfertiger der Tanzkostüme verwendet, sind mit großer Sorgfalt hergestellt; als Pinsel dienen Holzstäbchen, die an dem einen Ende mit Baumwolle und Pflanzensafern unwickelt sind. Beim Bemalen schieben die Künstler mehrere Bananenblätter in den Maskenkörper, um eine feste Unterlage zu haben. Die bunten geometrischen Figuren, die auf dem Bast aufgetragen werden, deuten meistens die Fell- und Hautzeichnung des Tieres an, das die Maske darstellen soll. Besonders mühsam ist die Bemalung der Jaguarmaske. Den meisten Masken ist ein Gesicht mit fleischenden Zähnen aufgemalt, manche tragen eine Art Zopf aus gelbem Bast.

In den Masken werden teils Tiere dargestellt, wie der Schmetterling, der Herr aller Maskentänze, der schwarze Nasgeier, der Jaguar, Fische, Raupen, Käferlarven usw., teils böse Dämonen in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Tätigkeiten, Riesen und Zwerge. Auch die Tiermasken stellen Dämonen dar, die einzelne Tierklassen repräsentieren; aber sie sind keine naturalistischen Nachbildungen des betreffenden Tieres, sondern sie unterscheiden sich von den menschlichen Masken nur durch einzelne besondere Merkmale und Ornamente. Nicht immer wird mit derselben Maske derselbe Tanz getanzt, und die jeweilige Bedeutung der Maske kommt häufig erst durch den Tanz selbst zum Ausdruck. Die Tänze werden nur von Männern, aber im Beisein der Weiber und Kinder ausgeführt. Die Teilnehmer, deren Körper durch die Maskenanzüge zum größten Teil verhüllt sind, bewegen sich in raschen Schritten mit eintönigen Knien und singen dazu eintönige, nicht unmelodische Weisen, deren dumpf traurige Töne zu den zähnefleischenden Fratzenge Gesichtern unheimlich passen. Die Texte sind offenbar uralte und können zum Teil von den Sängern selbst nicht mehr gedeutet werden. Viele Wörter sind einfache Gesangslaute, wie unser „la-la-la“ oder „rudiratala“, andere sollen den Ruf des betreffenden Tieres nachahmen. Auch die charakteristischen Bewegungen der Tiere und die verderblichen Eigenschaften der Dämonen werden in vortrefflicher Pantomime durchgeführt.

Beim Maskenfest werden nun die verschiedenartigsten Tänze durchgeführt. Der Tänzer des schwarzen Nasgeiers hält mit beiden Händen einen Stod wider den Nacken und ahmt durch Hin- und Herschwanzen des Oberkörpers den watschelnden Gang des Vogels nach. Der Jaguar-Tänzer hüpfst mit stark gebeugtem Oberkörper in kagenartigen Sprüngen wild umher und entlockt einem Rohr, das der besseren Resonanz wegen in einem Topfe festgebunden ist, dumpfe Laute, die an das Heulen der gefürchteten Bestie erinnern. Der Tanz der Mistkäfer soll die reinigende Arbeit dieser fleißigen Tiere darstellen, das aus Kot kleine Kugeln dreht und sie als Nahrung in der Erde vergräbt. Zwei Maskentänzer, die Hand in Hand nebeneinander unter Gesang vor- und rückwärts schreiten, wägen mit ihren Tanzstäben einen die Kottugel darstellenden Stod hin und her. Der Eulen-Tänzer, der als einziger nur einen Maskenkopf aufgestülpt hat, hält in der linken Hand einen brennenden Span, in der rechten einen Stod. Er ahmt das Flattern der Eule von Baum zu Baum nach und läßt ihren Ruf „Puppu-pu“ ertönen. Der brennende Span soll offenbar die glühenden Augen der Eule andeuten. Dieser Tanz ist durch die eleganten Bewegungen der schlanken nackten Körper besonders anmutig. Sehr humoristisch ist die mimische Vorführung einer Alligatorenjagd. „Die tiefere Bedeutung aller dieser Maskentänze tritt klar hervor“, sagt der Verfasser. „Es sind Zauber-mittel. Der Geist des Toten, dem man wie überall böse rachsüchtige Eigenschaften zuschreibt, soll durch die Tänze und die fortgesetzte Klage versöhnt werden, damit er nicht einen der Hinterbliebenen zu sich holt. Die bösen Dämonen, die vielleicht den Tod des Verwandten verschuldet haben und vor deren Tücke man nie sicher ist, sollen von weiterem Uebel abgehalten werden. Die Feinde des Jägers, die Schädlinge des Feldes sollen durch mimische Nachahmung ihrer Handlungen magisch beeinflusst und den Menschen günstig gestimmt werden, in gleicher Weise die Jagdtiere selbst, so daß reiche Jagd und reiche Ernte werde und Segen und Fruchtbarkeit für alles Wachstum. So sehen wir diese Maskentänze von denselben Grund-motiven geleitet, wie sie auf der ganzen Welt bei fast allen Maskentänzen religiösen Charakters zu finden sind: Dämonenvertreibung und Fruchtbarkeitserzeugung.“

## Arbeiterfrage.

Von unsern Vätern schallt zu uns Not, Schmach und Leid  
Und wird in der Seele der Enkel zu klagender Sage:

Unser Väter, vorzeit,  
Lebten verbannt von den Menschen tief unter Tage.  
Werkleule waren sie, Schürfer und Häuer,  
Und lösten das lagernde Gold aus dem tragenden Schacht,  
Erde war ihr Dach und Gemäuer,  
Erde die Luft, Erde die Nacht,  
Erde war der Himmel, der ob ihnen lag, —  
Sie hörten die Ströme rauschen, die Winde wehn,  
Sie hörten die Schritte zu ihren Häuptern gehn  
Und wädhnten, man tanze droben im Tag.

Doch an jedem Abend ein jeder mit klingenden Schlägen,  
Stufen um Stufen brachen sie aus den Gelägen  
Und hieben gemach Treppe und Tor  
Empor.

Deren Väter jahrhundertlang in Tiefen gefront,  
Gebendet senken manche schon ihr schmerzend Gesicht.  
Doch wir sind längst im blanken Tage eingewohnt, —  
Wie in Panzer kleiden wir uns in das Licht.

Ernst Lissauer.  
(Der Strom, Verlag E. Diederichs, Jena.)

## Berlin nach der Revolution von 48.

Von Glashbrenner.

Wolff Glashbrenner, der wichtige Satiriker und volkstümliche  
Humorist, hat uns Bilder aus der 48er Revolutionszeit aufge-  
wahrt, die heute noch von beinahe aktuellem Interesse sind. Wir  
geben hier die Eingangsszene aus „dem neuen Europa im Ber-  
liner Guckkasten“ wieder.

Guckkästner (singend):

Ich bin ein Deutscher! Kennt Ihr meine Farben?  
Schwarz, rot und golden wehn sie mir voran;  
Daß für die Freiheit meine Brüder starben,  
Das deuten kühn Euch diese Farben an.

Nun endlich darf ich's sagen:

Ich will mit Stolz sie tragen!  
Die Nacht entflo, der Freiheit Sonnenschein  
Brach siegend über Deutschlands Fluren ein!

Mehrere Gesellen usw. (wiederholend):

Die Nacht entflo, der Freiheit Sonnenschein  
Brach siegend über Deutschlands Fluren ein!

Guckkästner (schreiend): Hurra, die Freiheit soll leben!

Viele Stimmen: Die Freiheit soll leben! Hoch!

Guckkästner: Is es denn möglich? (Sieht sich um.) Is denn  
det noch Berlin? Is denn det noch desselbe Polizei-, Geheimrats-,  
Mucker- un Jardeleutnants-Berlin? Is denn jar keen Jense-d'armerie  
in der Nähe, der gleich in de Zehen Koppschmerzen un in'n Kopp  
Elsteroogen kriegte, wenn Cener uf die Straße en lautes Wort sprach  
über jrüne Bohnen, jeschweige über Freiheit?

Dorothea: Wenn De doch lieber wolltest Kunden 'ranrufen  
als Dir zu egalieren über die Freiheit. Man verdient jetzt jar nisch  
mehr; det Bowerbe steht stille. Zeh mir mit de Freiheit! Die Frei-  
heit, verhungern zu können, hatten wir unter de Jense-d'armerie  
och. Erscht recht!

Guckkästner: Brumme, Du alte Schachtel Du! Wenn id von  
de Freiheit verhungere, sterb' id besser als en Soldatenheld.  
Zehörst Du och zu die Philister, die de Freiheit gleich uf' Butter-  
brot haben wollen, die de gute Zeit jar nich abwarten können?  
Dreiunddreißig Jahr Niederträchtigkeit jesät und nu woll'n se gleich  
Appelstinen ernten!

Posamentier Dickewitz (der ihm zuhörte): Hör'n Se  
mal, id kann se och nich abwarten, de gute Zeit. Det is ja een  
Jammerneft jetzt, Berlin un ganz Deutschland! Keene reichen Leute,  
keen Milleitär, keen Handel und Wandel, keen nisch nich mehr, un  
Allens, un Allens blos durch die Uswiegler, die man dobschießen  
solte.

Guckkästner: Sie sind keinen Schuß Pulver wert.

Posamentier Dickewitz (empört): I Sie verdammt  
Trobian, Sie Fleez, Sie!

Guckkästner: Wie sagen Sie? Sie scheinen von de Rede-  
freiheit etwas Zebrauch zu machen. Wer hat denn Ihnen je-  
meent! Die Uswiegler sind keinen Schuß Pulver wert, meente  
id. Sie sind keinen Schuß Pulver wert, sagte id. Aber — Sie

entschuldigen, Sie sind jewiß aus eine preuß'sche Jesehd, wenn  
Sie erlauben wollen?

Posamentier Dickewitz: Ne, ich bin hier aus Berlin,  
heeke Dickewitz, bin Posamentier un . . .

Guckkästner: Danke, danke, mehr is nich nötig. Herr Dike-  
witz, id wollte Ihnen man fragen: wer sind denn die Uswiegler,  
wenn Sie nich etwa die verrückten Kommunisten meenen? Sind et  
die Menschen, die uns nich wieder wollen in de alte Tinte jeraten  
lassen, nachdem wir mit unser Blut unsre Freiheit erkämpft haben?  
(Er hält die Hand ans Ohr.) Stille moll! Hören Se nich an de  
Düre kloppen, Herr Dickewitz? Rufen Se man mit ganz leiser  
Stimme — Herein! Id sage Ihnen, ehe Se noch Ihre schwarz-rot-  
joldne Kolarbe vorstehen können, is de gute Polizei un Jense-d'ar-  
merie, sind die freundlichen Zeheimenräte, die niedlichen Jarde-  
leutnants un die stillen, süßen Mucker, is de ganze alte Proste-  
mahlzeit wieder dal!

Posamentier Dickewitz: Das wäre ganz gut; das war  
viele besser als jetzt.

Guckkästner: Ach so, von die Sorte sind Sie? Jodtwe  
uf's Dugend? So? Im ersten Dogenblicke floobt ich, man kriegte  
blos Etwe von Ihnen. Haben Se de Düte, Ihre Promenade un-  
jehindert fortzusehen; id werde versuchen, mir ohne Ihnen zu  
amüsieren. (Er ruft pathetisch): Immer ran, meine Herrschaften,  
Bürger und Brüder! Hier rollt sich Ihnen die ganze große Zeit der  
Jesehwart vor enen Silberjroschen ab. Die frühere Weltgeschichte  
kostete bei mir bloß einen Sechser, weil sie bloß von Kaiser un  
Könige jemacht wurde un nisch wert war. Alleweile kost' sie einen  
Droschen, weil sie die Völker jemacht haben. Immer ran, deutsche  
Brüder, es is der Kampf der europäischen Freiheit, den Sie hier,  
erhaben in die Rejion der Kunst un Poesie, vor Einen Silber-  
jroschen jeniehen.

Erster Junge (greift in die Tasche und gibt ihm Geld):  
Deutscher Bruder, hier is ein Silberjroschen.

Guckkästner: Id danke Ihnen für die Hebung der untern  
Klassen.

Erster Junge: Wo so?

Guckkästner: Des sind höhere politische Ansichten, über  
welche Sie sich, sobald Sie Jesehrter jeworden sind, Bejrisse machen  
werden. Welche Stellung werden Sie durch die große Erschütterung  
erhalten, deutscher Staatsbürger? Sind Sie vielleicht bei de  
Straßenreinigung als Hofrat anjestellt?

Erster Junge: Ne. Man hat mir zwar diesen Posten an-  
jedragen, aber ich lehnte ihm ab, erschtens, weil noch mehr Duds  
aus de Häuser un Palais wegzufegen is un zweetens, weil ich  
mir den Kriegswissenschaften widmen will. Id habe hinter de  
Barrikaden schon mein Examen in Kuffjesehen abgelegt. Id nahm  
meinen Vater, der vor den Staat als Zinnjieser nützlich is, mehrere  
Schachteln mit kleine bleierne Soldaten weg, damit nich mehr so  
lange mit de großen jespielt werden sollte. Jegenwärtig üb' id mir  
im Trommeln, um bei de Bürgerwehr als Jeneralmarsch anjestellt  
zu werden.

Guckkästner: Wenn Ihnen det flückt un Sie Ihr Talent  
ausbilden, werden Sie noch mal Lärm in der Welt machen.

Erster Junge (ungebuldig): Aber id dächte, et jinge nu  
bald an?

Guckkästner: O ja, et jecht an. Ganz jut is et noch nich.  
(Sehr laut): Nachdem die Niederträchtigkeit schmal  
jemacht is, fängt de Dummheit an, sich breit zu  
machen. (Seinen Krüdstock schwingend): Jott, id wünschte bloß,  
alle Jarucker hätten Eenen Rücken un diejer Rücken wäre in  
meiner Nähe!

Schneider Mettrich: Hier is'n Droschen, aber ich habe  
keine Zeit nich.

Guckkästner (steckt das Geld ein): Des is 'n Irrtum. Jeld  
is Zeit. Wer Jeld hat, hat jesehwärtig Zeit. Bloß die, die keen  
Jeld haben, haben jar keene Zeit. Die verstehen unter Freiheit: et  
soll Dukaten reijnen. Sie sagen: sonst husten se wat in de Freiheit,  
sonst wäre de Freiheit jar nisch. Herrjes, de Freiheit is och  
jar nisch. Wenn se sich fressen ließe, denn würden wir se och bald  
wieder — Dorothee, steh de Lampe an! — verbaut haben. Die  
Freiheit is weiter nisch als: keene Bedrückung. Wir können uns  
jett im Wege unsrer Jesehe Alles erobern un verdienen, was  
wir erobern un verdienen wollen un vernünftig wollen können.

Zweiter Junge (sehr ungeduldig): Na null!

Erster Junge (ebenso): Hör'n Se mal, deutscheiniger Bru-  
der, vor politische Belehrung hab id Ihnen meinen Silber-  
jroschen nich jeseben, id verlangte Kuckasten.

Guckkästner: Die Lampe is anjestochen. Id wollte erst noch,  
det Ihnen en Licht über de wahre Freiheit ufjehe soll, indessen  
(seufzend) die Jungens sind jetzt de klügsten Männer. (Stärker seuf-  
end): Rrrr, das erste Bild!

Wie das Feuerwerk entstand. Das Luftfeuerwerk, das mit seinen blühenden Raketen und Sternen so manches sommernächliche Fest verschönt, blickt, was sein Alter betrifft, auf lange Jahrhunderte zurück. Entwickelt hat es sich ursprünglich aus den Feuerzeichen, die zu kriegerischen Zwecken schon lange gebräuchlich waren. Zuerst bei den Chinesen, die, wie Feldhaus nachweist, schon im Jahre 1225 an Stelle ihrer Brandpfeile im Kriege Raketen als Waffen benutzten und die auch bei der Belagerung von Bien-King im Jahre 1232 Raketen verwandten, die sie „Lanzen des ungestümen Feuers“ nannten. Die Rakete kam sodann auch nach Europa und wird zunächst im Orient im Jahre 1250 als „Pfeil von China“ als wichtiges Kriegsmaterial genannt; nach Mitteleuropa gelangte sie erst später, doch kannte man zu Beginn des 15. Jahrhunderts bereits die Raketen in Gestalt von fliegenden Tauben, laufenden Hasen und schwimmenden Fischen, die ebenso wie in China als Kriegswaffen sowohl im Land- wie auch im Seekriege Verwendung fanden. In Indien ging die Vorliebe für das kriegerische Feuerwerk übrigens so weit, daß noch im Jahre 1768 ein indischer Fürst sein eigenes Raketenkorps von nicht weniger als 1200 Mann besaß.

Aus diesen kriegerischen Feuerzeichen gingen nun mit der Zeit auch die Luftfeuerwerke hervor. Die ersten Versuche mit Luftfeuerwerken scheinen im 14. Jahrhundert stattgefunden zu haben; denn ein Bericht meldet ein solches Feuerwerk schon im Jahre 1379 aus Vicenza. Erwähnt werden sie dann auch in einem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Werk, das eine Feuersonne beschreibt, die sich durch Raketenkraft selbst bewegte. Auch Jacob Fugger ließ zu Ehren der Krönung Karls V. zum römischen Kaiser in Augsburg ein prächtiges Feuerwerk abbrennen. Im folgenden Jahrhundert, bei der Eroberung von Ostindien, lernten die Engländer dann die bunten Feuerwerke kennen, denen sich die Bengalen damals als Signalzwecken bedienten (bengalische Beleuchtung), sowie auch die schönen rein-weißen Feuer. Die Zusammensetzung dieser weißen Feuer wurde allerdings erst im zwanzigsten Jahrhundert von einem Deutschen ergründet. Die weitere und eigentlich erst maßgebende Entwicklung der Luftfeuerwerke erfolgte zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durch den italienischen Pyrotechniker Ruggieri, auf dessen erfolgreichen Versuchen unsere neuzeitliche Luftfeuerwerkerei zum größten Teil beruht.

Ein merkwürdiges Gemälde. Der berühmte Maler Hogarth wurde einst zu einem sehr reichen, aber ebenso geizigen Herrn gerufen, der ihn beauftragte, für den Prunkaal seiner schloßähnlichen Besitzung ein Wandgemälde zu malen, das zum Gegenstande den Zug der Kinder Israels durch das Rote Meer hatte. Der Künstler forderte für die Ausführung dieses Auftrages eine nicht allzu hohe Summe, die dem Auftraggeber dennoch zu hoch war und die er auf die Hälfte herabdrückte. „Gut“, sagte Hogarth, „da ich augenblicklich in großer Geldverlegenheit bin, so will ich ausnahmsweise den Auftrag für diese Summe ausführen, ich muß aber davon die Bedingung knüpfen, daß mir das Geld im voraus ausgezahlt wird.“ Dagegen war nichts einzuwenden; er erhielt das Geld und den Schlüssel zu dem Raum, für dessen Wand das Gemälde bestimmt war. In der Morgenfrühe des nächsten Tages erschien der Künstler und brachte sich einen Anstreicher mit, der einen großen Eimer mit roter Farbe und einen Pinsel bei sich hatte. Es war noch nicht die Mittagsstunde herangekommen, da war das Gemälde fertig, und zwar dergestalt, daß die ganze Wand in ein leuchtendes Rot getaucht war. Hogarth nickte beifällig seinem vollendeten Werke zu und ließ dann den Herrn des Hauses rufen. „Das Gemälde ist fertig“, sagte er lakonisch. „Was, fertig?“ fragte erstaunt der Auftraggeber und blickte auf die rote Wand seines Prunkaales. „Was soll denn das bedeuten?“ Welche Frage“, erwiderte Erstaunen heuchelnd Hogarth. „Das ist das Rote Meer!“ „Ja, aber wo sind denn der König Pharao und die Kinder Israels?“ „Die sind leider zum größten Teil ertrunken!“ „So, und wo ist der andere Teil, der nicht ertrunken ist?“ „Ja, sehen Sie, die hatten bereits glücklich das andere Ufer erreicht!“ Der reiche Geizige war sprachlos, doch wagte er dem berühmten Meister gegenüber keinen Einwand und mußte sich die wohlverdiente Lektion gefallen lassen.

## Urgeschichte

Die Ausbildung des Menschensfußes. Bei neugeborenen Kindern sind die Fußflächen und die Fußsohlen gegeneinandergekehrt, gerade so wie bei Klettertieren, und auch die große Zehe macht Entwicklungszustände durch, die annehmen lassen, daß sie vom Daumen eines Greiffußes abgelenkt ist. Noch heute gibt es Menschenrassen, die durch große Beweglichkeit des Fußes ausgezeichnet sind. Bei den Japanern ist der daumenähnliche Gebrauch der großen Zehe bemerkenswert. Sie können diese Zehe selbstständig bewegen und so stark gegen die zweite anpressen, daß sie sogar feine Gegenstände festzuhalten vermögen. Die nahnende Frau hält oft das Jaug in den Zehen und spannt es nach Belieben. Ähnliches Verhältniß hat H. Heilborn bei vorderindischen Handwerkerinnen häufig beobachtet. Die durch Kürze der großen Zehe und Länge der übrigen Zehen ausgezeichneten Füße der Australneger werden gleichfalls zum Weben benutzt; diese Menschen halten einen Holzstab, aus dem sie einen Speer machen wollen, mit den Zehen so sicher, wie wir es

mit der Hand vermögen. Die Greiffähigkeit ihrer Fußzehen leistet ihnen beim Erklettern von Bäumen gute Dienste.

Wie es kam, daß die bei den Vorfahren des Menschen bestandene Gegenüberstellbarkeit der großen Zehe und die große Beweglichkeit des Fußes verloren gingen, ist noch nicht ganz sicher erwiesen. Hermann Klaatsch vertrat die Ansicht, daß eine Art des Exkubertens von Bäumen, die heute noch bei Naturvölkern üblich ist, Anlaß dazu gab. Die Australier z. B. ersteigen glatte Bäume, ohne daß diese eingelerbt sind. Ein biegsamer Zweig wird um den Stamm geworfen und immer höher geschoben, indem der Kletterer die Schlinge mit beiden Händen hält. Ein solcher Klettermechanismus kann bei den Vorfahren des Menschen in weitem Umfange gebräuchlich gewesen sei. Man muß namentlich bedenken, daß die Baumkronen für sie als Jagdgebiet auf kleine Tiere und Nester in Betracht kamen, ebenso wie als Zufluchtsstätten bei Gefahr, vielleicht auch als Nahrungspflanze. Bemerkenswert ist ferner die starke Ausbildung gewisser Muskelgruppen beim Menschen, die bei den Menschenaffen unansehnlich sind, nämlich die Muskelmassen der Schulter und des Gesäßes, gerade die, welche dem menschlichen Klettermodus teils zum Emporziehen des Rumpfes, teils zum Nachschieben dienlich sind. Dieselben Muskeln sind es überdies, die sich für die Haltung der Wirbelsäule in aufrechter Stellung am besten bewähren.

## Naturwissenschaft

Wie schnell schwimmen die Fische? Ueber die Schnelligkeit der Vögel ist schon oft geschrieben worden, aber man hat sich selten die Frage vorgelegt, wie schnell die Fische schwimmen können, und viele werden verwundert sein, wenn sie hören, daß die Schnelligkeit der Fische kaum weit hinter der der Vögel zurücksteht. Die Geschwindigkeit des Vogelfluges ist ja auch leichter zu beobachten, aber man findet auch für die Bewegung der Fische im Wasser Anhaltspunkte genug. Ein englischer Beobachter teilt einige Tatsachen darüber mit. Er versuchte zunächst, die Schnelligkeit von Forellen in einem klaren Wasser zu ermitteln. In einer Reihe von Versuchen gelangte er zu dem Schluß, daß die Geschwindigkeit einer kleinen Forelle etwa 45 Kilometer in der Stunde beträgt. Die Forelle ist aber zweifellos nicht so schnell wie die Matreke, wie überhaupt in allgemeinen zu sagen ist, daß bei sonst gleichen Verhältnissen die Fische um so schneller schwimmen können, je größer sie sind. Ein zehnpfüßiger Lachs kann fast mit Windesschnelle dahinsausen. Selbst wenn er von der Angel erfaßt ist und eine Leine mit Schleppnetzen nach, entkettet er noch eine außerordentliche Schnelligkeit. Ein Sabalo mit seinem langen schlanken Körper und seiner großen Muskelkraft soll, wie von Fischern berichtet wird, mit einer Schnelligkeit von 120 Kilometern in der Stunde schwimmen können. Bei einer Fahrt von Charlestown nach Jacksonville in Florida beobachtete der Engländer eine Schar Tümmler, die in Reihensformation vor dem Schiffe herschwammen. Plötzlich sah er, wie sie, augenscheinlich auf irgendein Zeichen, sich in zwei Geschwader teilten, die beide umdrehten und um das Schiff herum schwammen, um dann sofort wieder zu ihrer Stellung vor dem Schiff zurückzukehren. Der Dampfer bewegte sich unterdessen mit einer Geschwindigkeit von 15 Meilen. Da das Wandern sich öfter wiederholte, kamen alle, die es sahen, zu der Ansicht, daß die Tümmler etwa dreimal so schnell wie das fahrende Schiff schwammen oder etwa 80 Kilometer in der Stunde zurücklegten. Die haifische haben etwa dieselbe Geschwindigkeit wie die Tümmler, aber sie setzen sich ziemlich langsam in Bewegung. Nur ein Fisch könnte den Sabalo übertreffen, das ist der Schwertfisch, dessen Kraft und Flinkheit von keinem anderen Fisch in den Meeren übertroffen wird.

## Technik

Wärmewirtschaftlicher Unterricht. Die Industrie hat in den letzten Jahren durch systematische Bearbeitung der wärmewirtschaftlichen Fragen mit großem Erfolg bereits den Wirkungsgrad der Feuerungen verbessert und den Kohlenverbrauch ihrer Anlagen im Verhältnis zum Kraftgewinn herabgesetzt. Es wird aber oft vergessen, daß ein großer Teil unserer Kohlenverzehrung nicht in der Industrie, sondern im Hausbrand, Verwendung findet. In Millionen kleiner Feuerstellen, in all den Öfen und Herden der Wohnungen werden, so gering die einzelnen Verbrauchsfiguren auch sind, doch insgesamt etwa 20 Prozent unserer gesamten Brennstoffverzehrung verbraucht. Aber gerade hier wird am meisten gesündigt. Öfen und Herde arbeiten meist noch mit einem außerordentlich schlechten Wirkungsgrad, es ist keine Seltenheit, daß nur 10 Prozent der nutzbaren Wärmewärme für Heizzwecke zur Wirkung kommen. Die Hauptschuld tragen neben schlechten Öfen- und Herdenkonstruktionen die Benutzer selbst, die ihre Feuerstellen nicht richtig zu bedienen und imstand zu halten verstehen.

Nur sachlich-praktische Unterweisung kann hier Erfolg versprechen. Es ist deshalb die Forderung berechtigt, die den Unterricht in Feuerungs- und Heizungslehre in den Lehrplan der Mädchen-, Berufs- und Haushaltungsschulen aufgenommen haben will. Inzwischen sollte aber jeder einzelne einen solchen Unterricht sich selbst erwirken, indem er sich über die wärmewirtschaftlichen und heiztechnischen Fragen, deren Kenntnis für die Bedienung der Zimmeröfen und Küchenherde nötig ist, gründlich unterrichtet.